



Erscheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

Frei-Beilage zum

Wiesbadener General-Anzeiger.



Nr. 22.

Wiesbaden, den 3. Juni 1897.

II. Jahrgang.

Wie der Huber um den Meisterschuß kam.

Eine Pfingst-Humoreske von Georg Paulsen.

(Nachdruck verboten.)

Ist nicht immer Alles gleich vertheilt in der Welt; der eine Baum blüht reichlich zu Pfingsten, beim anderen hat ein arges Wetter alle Knospen zerstört. Müssen sich die Menschen aber noch Einiges mehr gefallen lassen, und weil ihnen ein Mund geschaffen ist, ist des Lamento's kein Ende. Und je schöner die Jahreszeit, um so mehr gift's sie dann.

So war's zu Pfingsten! Der Andreas Huber war ein gar reicher Mann, aber weil er das Geld hatte, wollt' er auch die Ehre haben. Einmal hatt' er Reichstagsredner werden wollen, aber wie er nun zu den Hunderten von auslaufenden Männern reden sollt', da waren aus seinem Kopfe bloß helle Schweißtropfen herausgekommen, aber von geschiedten Gedanken keine. Na, und da hatte er dann den Kram aufgesteckt. Mit dem Neben ist's ebenso eine Sach', 's Mundwerk allein macht's nicht, das Herz muß auch auf'm rechten Fleck sitzen.

Aber nun muß' das Nächste dran, was eigentlich noch viel mehr war: Schützenkönig wollt' der Andreas Huber werden auf dem großen Schießen zu Pfingsten! War auch kein übler Schütze, nur der Sepp Leybacher, der Holzschläger, war ihm über. War aber trotzdem ein armer Teufel und hatt' im hellen Born gar manches Mal gemeint: Statt seiner Fertigkeit im Schießen hatt' ihm der Himmel lieber ein paar Tausend Mark beschicken sollen, damit er seine Kroni heirathen könnt'! Fiel aber kein Geldsack aus den Wolken heraus, und bei dem Versuch von einem Schatzgraben war rein gar nichts herausgekommen. Ausgelacht war er, weil der Flurhüter gesehen hat, wie er sich umsonst abmüht.

Die Broni führt dem Andreas Huber sein Anwesen, war eine entfernte Verwandte, so eine Großmutterstochter, Schwiegersohnstochter, war brav und sauber, aber damit war's All! Hätte sie ein tüchtig Stück Geld in der Tasche gehabt, am End' wäre sie dem Herrn Vetter seine Frau Geliebte geworden, aber der ließ es beim Wangenkneifen sein, bisher wenigstens, dormalen er auch mit seinen ehrgeizigen Plänen zu viel zu thun hatte.

Der Huber red'te eingeschmei' Wort mit dem Sepp; sollt' ihm den Gefallen thun, beim Königschuß fernbleiben oder einen schlechten Treffer thun. Was er denn davon hatt'? Hundert Mark gäb' wenn er, der Huber, König

würd'. Aus jeden Fall aber gleich fünfzig! Na, ob er nicht wollt? da wär' der seine Schein.

Erst macht' der Sepp große Augen, dann kratzt' er sich den Kopf. Was sollt' er als Schützenkönig vorstellen, er der Hans Habenichts. Aber wenn er aht, die Broni könnt' ihn einmal mit der Ehrenkett' so sehen, kreuzbrüchdomini, — aber am Ende ein halbes Hundert Mark — — vielleicht ein ganzes Hundert — —

„Schlag ein!“ lärmt der Huber, der sah, wie die Sachen standen. Und der Sepp schlug ein, daß es knallte. Dann ließ er den Geldschein stolz in sein Wams wandern, und der Huber ging, mit den Fingern schnippend, ins Haus. Nun war er seiner Sache sicher. Denn die Anderen, ach, die Andern — — —!

„Ein Narr bist!“, zürnte die Broni, „aber ein ganz großer,“ als sie Abends mit dem Sepp Hand in Hand an der Hecke hinterm Fliederbusch stand. „Schau mir Einer das Mannsbild an, so lang wie ein Baum und einfältig, wie ein Rind!“

Der Sepp war starr! Der Flieder duftet so süß, er hatte die Broni so weich im Arm, und gab's gar eine Ehestandsepfistel, bevor der Herr Pfarrer die Ring' gewechselt. Hui, da war doch aufzumerken. Er wollt' da widersprechen, aber Couragirt sagt die Kroni weiter: „Denkst vielleicht, ich bin nicht gut genug zum Schatz von einem Schützenkönig mit der großen Kett'? War' doch einmal was gewesen so den Ehrentanz zu machen vor all' den anderen. Thu' dich fein schämen, Peter Du! Und um so ein' Lumperei! Ja, wenn's wirklich noch ein Hand voll Gold gewesen wär', aber so“

Sepp streichelte sanft den runden Arm, und Broni's Stimme nahm einen etwas freundlicheren Klang an.

„Na, ich seh' schon, dein gut' Herz ist Dir davon gelaufen, künft'ig hüt's fein besser. Bist gutmüthig, wenn ich ein Sach' verlang, dann schaut' die Sach' anders drein, aber sonst spar's, und dem Andreas Huber laß seine Knallerei allein besorgen, so gut er kann. Verstehst mich, Sepp!“ Der Sepp rieb sich den Kopf und griff in die Hosentasche.

„Aber's Geld hab' ich doch 'nommen!“ stotterte er, „'s schöne Geld!“

„Nicht wahr, daß gar das Geld noch dem Huber wiebergäbst,“ lachte die Broni, „behältst! Will die Sach' schon machen!“

„Wenn das fertigbringst, bist ein extra reich's!“

Mädel!" meint der Sepp voll aufrichtiger Bewunderung und bezeugt das durch einen langen Ruß.

"Wenn die Mädeln nicht Einiges geschickter wären, als die Mannsleut', würd's um manchen böß stehen!" lacht die Bront. Und damit wirft sie dem Burschen eine Rußhand zu und eilt ins Haus. Denn ein laut' Gered' kündigt an, daß der Andres Huber von einer extralangen Bierstunde heimkehrt.

Und nun war's Pfingsten, und schön war's, wie kein Jahr vorher. Der Himmel schien auf Erden, es war ein Freuden, ein Seligsein.

Der Andres Huber war doch aufgeregt, da der große Tag kam, des Sepp war er freilich sicher, besser, als die Anderen hatte er oft geschossen, aber da kommt was kommen, da mocht passieren, wer weiß was. Und die Bront schien ganz gleicher Meinung zu sein. Sie, die sonst so Geschickte und Muntere, war heute wie vor den Kopf geschlagen und still und schien nicht bis Zehn zählen zu können. Das machte ihn ärgerlich, er trant sich Stimmung zu.

"Mädel, was hast?", schrie er dann. "Mach' mich nicht galliger, als ich schon bin!"

"Hab' einen bösen Traum gehabt, einen gar sehr bösen!", stottert die Bront.

"Böswetter, dann sprich'. Geh's mich an? Ja? Dann also erst recht!"

"Ich sah den Herrn Vetter mit der Flint' in der Hand, viel Leut' waren da, und just wie er losdrücken wollt, da passiert, was? Was gar schreckliches!"

"Wenn nun nicht schnell' erzählst, dann —"

"Hab' der Herr Vetter doch Gebuld! Da geht hinterm Herrn Vetter ein Gewehr los, und die Kugel trifft ihn." Und die Bront ächzt, derweil der Andres geworden ist wie Kalk an der Wand. "Bin ich maustodt gemacht?" fragt er.

"Kann's nicht sagen!" meint die Bront treuherzig, "biß mich just etwas da wach' ich auf!"

"Hätt'st länger schlafen sollen, kannst nicht mal austräumen! schilt der Andres. und dann geht er sehr unruhig davon. Nachher kommt der Sepp verstohlen an den Baum und fragt, was er thun soll.

"Ein gut'n Treffer machen!", lacht' die Bront seelenvergnügt. "Pufft der Andres in die Luft, dann kannst' doch gut schießen!" — "Thut er nicht!" zweifelt Sepp. Sie lacht ihn aus.

Und nun war man beim Meisterschuß. Mit dem Huber war heut gar nicht fertig zu werden. Mit Allen hatte er Streit. Am meisten mit seinem Nachbar Jürg. Der sollt' sein geladen Gewehr abschließen, könnt mal ein Unheil anrichten. Ob der Huber närrisch wär, fragt' der Jürg.

"Kein Schlägerei!", hallt's da von allen Seiten. Und es ward geschossen. Und nun war die Reih' an den Huber. Der tritt an den Pfosten und sieht sich schon um.

"Der Jürg soll fort!" schreit er. "Schließen!" kling't zurück. Und der Huber legt an, zielt, Kreuzbiodominl, der Huber hört, wie hinter ihm ein Hahn knack, er wird rein außer sich, ein Schuß knallt, der Huber wirft sich auf die Erde und schreit noch Mord."

"Ein Rausch hast Huber!" sagt der Jürg trocken, "hast darum einen Blauen gemacht. Ich komm' dran!" Hatt' der Huber losgebrückt in seiner Herzensangst, ohn' es selbst recht zu wissen, ja, was sollt er da sagen?

Und weil sein Auftraggeber doch nimmer König werden konnt', holt sich der Sepp richtig den Meisterschuß.

Am Abend tanzt er zwischen grünen Birkenzweigen mit der stolzen Bront den Ehrentanz. "Kannst heren?" fragt er, "wie hast Du das gemacht?"

"Die Mannsleut' brauchen nimmer All's zu wissen!", sagt die Bront trocken. Aber als der Sepp ihr zuflüstert, nächste Pfingsten soll Hochzeit sein, nickt sie doch.



Eine Gerichtsverhandlung der Zukunft.

Von Fred Releigh (New-York).

(Nachdruck verboten.)

"Angellagter" sagte der Richter, "haben Sie noch etwas zu sagen."

Der Angellagte war ein noch junger Mann. Er stand zum erstenmal vor Gericht und die Anklage, seinem Brodherrn eine größere Summe unterschlagen zu haben, lastete auf ihm. Die Gesichter der Geschworenen waren ernst und hie und da ruhte der Blick einer oder der anderen mit finsternem, mißbilligendem Ausdruck auf dem Angellücklichen, dessen Schicksal bedrückt schien.

"Wenn ich bitten darf," sagte der Angellagte sich erhebend, "möchte ich an die Damen Geschworenen noch einige Worten richten." Dann wandte er sich mit einer leichten Verbeugung zu der Geschworenenbank hin und begann:

"Hoher Gerichtshof! Schwer nur lassen sich die Gefühle schildern, mit denen ich hier vor Ihnen stehe, niedergebrückt unter der Last und der Schmach einer infamirenden Anklage. Wie jäh kann das Schicksal des Menschen sich wenden. Vor einem Jahre noch war ich nicht der, der ich jetzt bin, ein Verbrecher, und meine Hand war noch rein und kein Makel haftete auf meinem Namen. Einige von Ihnen, die Sie hier sitzen, um über mich und über mein Schicksal zu richten, kennen mich ja von früher. Damals lernte ich unter Anderen Ihre Vor-sitzende kennen. Lieber Freund," sagte ich eines Tages zu meinem Freunde Obigo Jones, "kennst Du das herrliche Weib dort? Führe mich doch bei ihr ein." "Gewiß kenne ich sie," erwiderte sie, "es ist ja mein Weib." "Dein Weib?" rief ich, "oh lüge doch nicht, Deine Tochter vielleicht, Dein Weib nimmermehr!" Und war's nicht begreiflich, meine Damen auf der Geschworenenbank? Sieht denn Mistres Obigo Jones nicht aus, so jung, so schön, so blendend, als ob sie ihre eigene Tochter wäre?"

Der Angellagte fuhr nach einer Pause fort:

"Dann, eines Tages, ich erinnere mich als wäre es heut, lud mich Mister John Dringles zum Essen ein. Niemals werde ich diese herrliche Mahlzeit vergessen, niemals werde ich ihn vergessen, den kleinen Tom Will, dessen entzückendes Geplauder, dessen für ein zweijähriges Kind bewunderungswerther Geist, dessen sprudelnder Witz mich entzückte. Wie wußte der kleine Mann mich zu fesseln, welch berebtes Zeugniß legte er ab für die Kunst seiner Mutter, ein Kind zum Manne zu erziehen. Oh, hätte auch ich eine solche Mutter gehabt!" und hier rang der Angellagte die Hände und dicke Thränen flossen über sein Gesicht.

„Meine Damen vom hohen Gerichtshof,“ sprach er mit gebrochener thränenerschlückter Stimme dann weiter, „was mich besonders bedrückt, ist es hier als gemeiner Verbrecher vor den Augen des Engels an Milde, Tugend und Barmherzigkeit, vor Mistress Cornelia Hobbs, zu stehen. Wie oft habe ich, wenn ich in der St. Simons-Kirche saß, Gottesdienst, Predigt und Gebet vergessen, weil ich von dem Ausdruck vor Güte, von Milde und Gottesfurcht, den ich auf dem Antlitz des Mistress Cornelia las, mich weit mehr erhoben fühlte, als durch die Worte der Predigt. Ihr Antlitz war es, das mich Jahre und Jahre hindurch, fern gehalten hat von der Bahn des Verbrechens. Und wäre sie nicht in die Bänder gereiht und hätte ich weiter noch bei ihr den Halt meiner Seele zu finden vermocht heute stände ich nicht hier.“ Das Schluchzen des jungen Mannes artete beinahe in einen Krampf aus und was konnte Mistress Hobbs dafür, daß auch ihr die Thränen über die Wangen rannen.

„Meine Damen von der Geschworenenbank,“ fügte der Angeklagte, als er sich soweit erholt hatte, wieder hinzu, „ich sehe neun andere jugendlich schöne Damen vor mir, denen die Männerwelt zwar zu Füßen liegt, die aber erkannt haben müssen, daß kein Mann und wer es auch sei, werth ist, einen solchen Schatz zu besitzen.“

Bei diesen Worten des Angeklagten fingen die starren Rüge der neun alten Jungfern, die dort auf der Geschworenenbank saßen, an, sich zu beleben und weicher zu werden.

„O, meine Damen, nicht das allein lastet auf mir, daß ich hier stehe als ein Verbrecher, nicht die Strafe des Kerkers, die mich bedroht, hat ihre Schrecken für mich, o nein! Weit schrecklicher ist es für mich, daß durch meine Verurtheilung, die ich verdiene, der schönste der süßeste Traum meines Herzens vernichtet wird. Jener Traum, der mich zu dem machte, was ich bin, zum Verbrecher.“ Und wieder machte der Angeklagte eine Kunstpause.

„Soll ich's bekennen,“ sagte er dann. „Ja, ja, weshalb soll ich's jetzt noch verbergen, was ich solange tief eingeschlossen trug in meinem Herzen. Ich liebe! Ich liebe noch! Mit aller Gluth meines Herzens liebe ich ein Weib, das hoch über mir steht. Jahrelang habe ich das Bild einer von Ihnen die ich nicht nennen will, deren Namen ich an diesem Orte nicht profaniren darf, als das Ideal meines Lebens in mir tragen. Aber ich war arm, und in der Verzweiflung meiner hoffnungslosen Liebe erwachte in mir der furchtbare Drang nach dem Gelde. Reich wollte ich werden wie sie, um dann vor sie hintreten und sagen zu können: Ich liebe! Und da unterschlug ich das Geld, nicht wissend, was ich that, nicht die Tragweite meines Handelns erkennend. Nun stehe ich da, ein Verbrecher und sehe sie, die ich liebe, dort mitten unter Ihnen sitzen, um mich zu richten. Und ich, der ich hoffte, mit den Ketten der Liebe gebunden zu werden, werde nun die rassenden Ketten des Kerkers tragen. Alles, Alles ist jetzt verloren, und selbst das Bild meines Engels werde ich mir aus dem Herzen reißen müssen, weil ich nicht werth bin, den Trost mit hinüber zu nehmen in das Dunkel der Zelle.“

Der Angeklagte konnte seine Fassung nicht länger bewahren, von Rührung und Schmerz überwältigt, sank er auf die Anklagebank nieder. Verzweifelt barg er sein Antlitz in beide Hände und sein Schluchzen erfüllte den Raum.

Der Gerichtshof zog sich zurück, zwei Minuten später traten die Geschworenen feierlichst wieder ein.

„Meine Damen Geschworenen“, fragte der Richter, „haben Sie Ihr Verdict wirklich nach bestem Wissen und Gewissen gefällt, ohne jede Voreingenommenheit für oder gegen den Angeklagten?“

„Wir haben,“ erwiderten zwölf Stimmen.

„Und wie lautet Ihr Urtheil? Schuldig oder Unschuldig?“

„Unschuldig“, riefen einstimmig alle zwölf Stimmen.

Und am selben Tage bekam der Angeklagte neue Einladungen zum Thee.



Wie ich zu einem reichengeschmückten Arbeitszimmer kam.

Eine Episode aus dem Leben von G. Frohlich.

Meine Junggesellenwohnung war herzlich dürftig ausgestattet; sie bestand aus einer Schreibstube und einem Schlafgemach. Obgleich meine Einnahmen mir wohl erlaubt hätten, mich mit einem gewissen Komfort zu umgeben, hatte ich, einfach erzogen und anspruchslos von Natur, gar nicht daran gedacht, mir ein wenig Luxus zu leisten. Es war also nicht Geiz, was mir Einschränkung gebot, und allzu große Sparsamkeit ist überhaupt niemals meine schwache Seite gewesen. Meine Thätigkeit erheischte eben keine prunkvolle Einrichtung; es genügte ein Schreibtisch, ein viertel Duzend Stühle, ein Bücherschrank, alles von Eisenholz, und ein großes Repositorium von sauberen Fichtenbrettern für das Arbeitszimmer, welches sich — zum Ueberfluß noch sogar mit einer Chaiselongue, einem Spiegel und einem Rauchtisch versehen — ganz anständig präsentirte, während das Schlafzimmer geradezu primitiv ausgestattet war; ein Fellebett, ein Waschtänder, eine Kommode, ein Kleiderschrank und zwei Stühle, das war alles, was nach meinen damaligen Ansprüchen ein menschenwürdiges Dasein gewährleistete.

Wie lange war man denn auch „zu Hause“?

Gleich den meisten Junggesellen auf das Wirthshausleben angewiesen, machte ich von diesem „unvermeidlichen Uebel“ den ausgiebigsten Gebrauch, denn bei aller Bescheidenheit meines innern Menschen war ich in Bezug auf Geselligkeit nichts weniger als bedürfnislos. — Der Frühstückee, den mir die Aufwärterin bereitetete, war das einzige, was ich in meiner Wohnung einnahm. Mittags und abends saß ich natürlich am Wirthstisch. Manchmal kam ich nachmittags gar nicht mehr nach Hause; hatten meine Tischgenossen gerade Zeit, so pflegte ein gemüthlicher Skat im Winter oder ein gemeinsamer Ausflug im Sommer den Uebergang vom Diner zum Souper zu bilden, um nach einer kurzen „Fütterungs“-Unterbrechung bis in die Nacht fortgesetzt oder höchstens einmal durch Billardspielen abgelöst zu werden.

Es ist doch niederträchtig, wie so ein Junggeselle dem lieben Herrgott die Zeit stiehlt! Damals freilich lag mir diese philosophische Erkenntniß noch ganz fern, denn — meine Kameraden machten es ebenso, es war ja auch recht amüsant, und ich konnte mir nicht vorstellen, daß ich irgend etwas vernachlässigte; meine Arbeiten erlebte ich gewissenhaft und meinen Unterhalt erwarb ich mir reichlich; und doch — heute finde ich

nicht so viel freie Zeit, wie damals; meine Arbeiten haben sich zwar nicht vermehrt, auch der Verdienst, den sie abwerfen, ist kaum erheblich größer geworden; aber — ich bin stets vollauf beschäftigt; vielleicht habe ich früher doch nicht alle Chancen ausgenutzt; — kurz, ich habe jetzt keine Zeit mehr zum „Vergeuden!“

Heute spiele ich auch meinen Stat — aber kein Muttern, und zwar (gewiß weil seltener) mit größerem Behagen, als ich es je im Junggesellenleben in dieser eblen Beschäftigung fand. Niemand:

Es kam die Zeit, es kam die Zeit,
Da um die Maid der Jüngling freit.

Ich hatte mich unter den Töchtern des Landes umgesehen, eine die meinige ergänzende bessere Hälfte gefunden und Hymen stand vor der Thüre. Mein Bräutchen war eifrig mit der Ausstattung beschäftigt, und heute erwartete ich sie nebst ihrer Mama, um gemeinschaftlich eine Wohnung zu suchen und die Einrichtung zu laufen oder zu bestellen. Schon in zeitiger Vormittagsstunde holte ich beide vom Bahnhof ab, und wir begaben uns flugs auf die Suche.

Wir haben endlich ein nettes Quartier gefunden und gemietet. Nun gehen wir zu einem uns empfohlenen Tischler, um eine gebiegene „stilvolle“ und genau zu den Maßverhältnissen unserer Wohnung passende Möbeleinrichtung auszusuchen. Wir haben nämlich nach den Anordnungen der Schwiegermama jeden Raum sorgfältig ausgemessen, denn hier gedenken wir wenigstens ein Menschenalter wohnen zu bleiben. (Notabene heute, nach zehn Jahren, sind wir bereits zweimal umgezogen). — Für die Einrichtung ist eine bestimmte Summe ausgesetzt, und wir schwelgen schon in dem Rechenexempel, was wir alles dafür anschaffen können. Wir brauchen einen Salon, ein Wohn- und Speisezimmer, ein Schlafzimmer, ein Badzimmer, eine Küche, eine Speisekammer und ein Mädchenloft, aber — vor allen Dingen, denn Geschäft geht vor Vergnügen — „eine Schreibstube“, sage ich; — „ein Herrenzimmer“, verbissert Schwiegermama. — Verständnißlos sehe ich sie an; dann beginnt der Sinn dieser Bezeichnung mir zu dämmern.

Ich hatte mir das so schön gedacht; In meinem Kanton bleibt alles beim Alten; mir genügt es so und ich komme nicht aus der lieben Gewohnheit. Meine Zimmereinrichtung ist also vorhanden, und wir können die ganze Summe für die sonstige Ausstattung verwenden, die natürlich sehr schön werden muß. — Ich spreche sogar diese Ansicht aus. — Aber da war's gescheit!

O Gott, wie groß ist doch des Junggesellen Unverstand!

Schreckensstarr steht Schwiegermutter, und verlegen kispelt Rätchen: „Aber das paßt ja gar nicht zu der ganzen Einrichtung.“ Kurz und gut — es dauert nicht allzulange, und ich habe eingesehen, daß ich mich bequemen muß, künftig in einem „alibentischen Stuhl“ an einem „Diplomatisch“ zu sitzen. Natürlich kann da das kleine Repostorium seinen Platz nicht behaupten. Nun ist dies aber ein Konstrum, das in einer Höhe von zwölf Fuß eine ganze Wand einnimmt. Die Fächer hoben sämtlich ihre Bestimmung; ich kann auch nicht eines davon entbehren. Wird das Ding „stilvoll“, so kostet es ein Heibengeld! Das ist mir jetzt schon klar.

Mit der Ansicht, mein Arbeitszimmer „stilfieren“

zu lassen, habe ich mich wider Erwarten schnell vertraut gemacht. Warum auch soll es sich an einem geschützten, eichenen Tische nicht ebenso gut, — und vielleicht besser — arbeiten lassen, als an einem glatten, eisernen? Diese Erwägungen führten mich in gar nicht so üble Perspektiven ein. Im Geiste sah ich damals schon meine Fächer unter dem Diplomatisch sich auf dem weichen Lammfell ausstrecken, worauf sie heute in Wirklichkeit ruhen. — O, an die größeren Bequemlichkeiten habe ich mich wunderbar schnell gewöhnt! Nur das „Wie“ der Ausführung bei einem bestimmten Etat, der zwar nicht karglich, aber auch nicht zu verschwenderisch bemessen war, machte mir Sorge.

Doch der Tischler ist ein intelligenter Mann und weiß Rath. Kaum hat er von den alten Fächern gehört, da meint er mit einem voraussagenden Nasenzucken: „Sie glauben gar nicht, was sich alles aus so 'nem gebrauchten Material machen läßt; eine hübsche Verkleidung, ein satter Anstrich, ein paar Säulen — hm — ich werde mir das Repostorium 'mal ansehen.“

Andern Tags ist er bei mir. Der Tischlermeister? Nein, ein Gentleman in Form und Wesen! — Er findet das Vorhandene höchst „verwendungswürdig“. — Inzwischen hatte Schwiegermama, da sie mich so bildungsfähig befunden, die Dispositionen mir überlassen und war mit Rätchen abgedampft.

„Wissen Sie was? Machen wir zwei Regale daraus. Sie behalten den nötigen Raum, und das Ganze läßt sich besser stellen, steht auch gefälliger aus. Die alten Bretter werden eichen furniert und die Längszwischenräume mit Säulen verkleidet. Sie sollen einmal sehen, wie vornehm sich das macht!“

Der Vorschlag gefällt mir ausnehmend. Gerade die Trennung in zwei Abtheilungen paßt gut in meinen Betrieb. Als verständiger Mann muß ich aber gleichzeitig an den Kostenpunkt denken, denn der „Etat“ hat kein Herz.“

(Schluß folgt.)



Allelei Humoristisches.

Dann freilich.

Lehrer (vor dem Globus): „Wo ist der Nordpol, Tommy?“

Tommy: „Ich weiß nicht.“

Lehrer: „Was! Du weißt nicht wo der Nordpol liegt?“

Schämt Du Dich nicht über eine solche Unwissenheit?“

Tommy: „Erlauben Sie, Herr Lehrer, — Sir Franklin, Ransen und all die Anderen haben ihn ja auch nicht finden können.“

Verfehlte Aufmerksamkeit.

Ein bedeutender Geflügelzüchter schenkte einem berühmten Sänger, um sich erkenntlich zu zeigen, ein Pärchen theure, werthvolle Rasentauben. In den nächsten Tagen trifft er zufällig den Sänger auf der Straße. „Nun, was sagen Sie zu den Tauben, mein Verehrtester; nicht wahr, so etwas haben Sie noch nicht gesehen?“ — Sänger: „Nieder, guter Freund, ich danke Ihnen herzlich für Ihre Aufmerksamkeit, aber —!“ — „Nun, aber?“ — „Aber es war mit dem besten Willen nicht möglich, sie zu essen, sie waren zu zäh!“